

Hans-Ulrich Simon: Mörrike-Chronik. Stuttgart: Metzler 1981. 415 S.

Der Verfasser, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Deutschen Literaturarchivs Marbach, hat aus den heute erreichbaren handschriftlichen und gedruckten Quellen sämtliche wesentliche Daten zu Mörikes Leben und Werk erfaßt und die Grundlagen für eine moderne Mörrikebiographie bereitgestellt. Die nüchterne Datensammlung beschränkt sich auf das Faktisch-Konkrete (Lebensumstände, Entwicklungs- und Bildungsgang, Freundes- und Bekanntenkreis, Aufenthaltsorte, Reisen, Besuche, Lektüre, Entstehung der Lyrik und Prosaarbeiten) und gewinnt gerade dadurch, daß Verknüpfung und Bewertung Aufgabe des Lesers bleiben, ihre Eindringlichkeit. Die physiognomische Entwicklung des Dichters kann an 15 Abbildungen beobachtet werden. Wissenschaftler und Mörrikeleser werden die Chronik mit ihren umfangreichen Personen- und Werkregistern dankbar benutzen. *Gö*

*U* Otto Borst: Ein Stück Deutscher Kulturgeschichte. Esslingen: Schreiber. 53 S.

Die Bücher des Esslinger Verlags J. F. Schreiber gehörten einst (und gehören noch) zum Bestand jeder auch noch so kleinen Kinderbibliothek. Vor kurzem beging der bekannte Verlag seinen 150. Geburtstag. Aus diesem Anlaß schrieb Otto Borst mit gewandter Feder einen kurzen Rückblick auf die Verlagsgeschichte, die er mit Fug und Recht als einen Teil deutscher Kulturgeschichte ansieht. *U*

Erich Straßner: Fränkischer Volkshumor. Schwanksagen, Schildbürgergeschichten und Ortsneckereien aus Franken (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, XII. Reihe, Quellen und Forschungen zur fränkischen Volkskunde, 2). Neustadt an der Aisch: Degener in Kommission 1979. XII, 258 S.

Erich Straßner, 1933 in Treuchtlingen geboren, lebt seit nunmehr einem Jahrzehnt als Professor in Tübingen in der »schwäbischen Provinz«. Einer breiteren Öffentlichkeit ist der Linguist bekannt geworden als Kritiker der Nachrichtensprache in Hörfunk und Fernsehen, deren geringe Allgemeinverständlichkeit er bemängelt. In den Jahren 1962 und 1963 hat der Redakteur des Ostfränkischen Wörterbuchs von Erlangen aus mit Fragebogen nach Über- und Spottnamen und nach entsprechenden Stücklein, Streichen und Schwänken gefahndet. Diese Umfrage erbrachte mehr als 3000 Necknamen-Orte, und sie ergab, daß fast jeder Ort in Ober-, Mittel- und Unterfranken mit einem oder mehreren Übernamen von den Nachbarn versehen worden war. In Erkundungsfahrten wurde dann noch der örtlichen Erzähltradition nachgespürt.

»Dabei war festzustellen, daß hinter vielen Übernamen, die heute durchaus bei den Bewohnern der betroffenen Orte und in der näheren oder weiteren Umgebung bekannt sind, kein Inhalt mehr steht, kein Bezug auf ein Vorkommnis, das zum Namen führte, keine Kenntnis einer Schwankgeschichte. Der Name wird nur noch tradiert, ohne daß ein handfester Spott oder gar Neid, Mißgunst oder ähnliches dahinter stünden. Bei anderen erzählt man sich zwar die alten Geschichten, die einst Spott hervorriefen, aber durchaus wohlwollend, vielleicht mit leichtem Schmunzeln über die »gute alte Zeit« (S. XI).

Als »sanften, nicht mehr aggressiven Spott« kennzeichnet Erich Straßner die Necknamen heute, deren Traditionsträger kaum mehr die Menschen sind, eher die schriftliche Überlieferung in Kalendern, Zeitungen und Zeitschriften. In thematischer Reihung folgen dann die Beispiele, vielfach im mundartlichen Ausdruck. Ein Ortsregister schlüsselt das umfangreiche Material dieser Arbeit auf, die als unschätzbare Quellenwerk jede Anerkennung verdient. Die thematische Einteilung ist im wesentlichen übernommen von Hugo Mosers Habilitationsschrift »Schwäbischer Volkshumor – Neckereien in Stadt und Land, von Ort zu Ort«, die 1981 in zweiter ergänzter Auflage im Konrad Theiss Verlag, Stuttgart, erschienen ist. Hugo Moser hatte noch spekuliert, der Ostfranke sei weniger spottlustig als der Rheinfranke und der Schwabe. Erich Straßners Bestandsaufnahme der Ortsneckereien, Eulenspiegelchen und Schildbürgergeschichten in Ostfranken widerlegt diese Schreibtischthese. Dennoch ehrt mit seiner Arbeit Erich Straßner den Vorgänger Hugo Moser, und er sorgt zugleich dafür, daß

nun auf diesem Gebiet Vergleiche möglich sind und Unterschiede registriert werden können vom Bodensee bis hinauf zum Fichtelgebirge. Getreu dem Motto aus der Feder von Werner Wien: Witze kann man überall erzählen, Humor braucht eine Heimat. *Martin Blümcke*

Heinz Wintermantel: Hoorig, hoorig isch die Katz. Masken und Narren der schwäbisch-alemannischen Fasnacht. Stuttgart, Aalen: Theiss 1978. 291 S., 226 Farbfotos.

Wer zwei Jahre nach Wilhelm Kutters Standardwerk »Schwäbisch-alemannische Fasnacht« (Sigloch Service Edition, Künzelsau, 1976) ein Buch über dieses brauchtümliche Phänomen herausbringt, der muß Wilhelm Kutter im Gesamten übertreffen oder einen Teilbereich genauer beleuchten. Weder das eine noch das andere tut Heinz Wintermantel. Von den heute rund 400 Narrenzünften in Südbaden und Südwürttemberg werden weniger als 50 vorgestellt. Im Grunde ist dagegen nichts einzuwenden, könnte man nur ein Auswahlprinzip erkennen. Erfreulich ist, daß mehr als hundert Narrenfiguren beschrieben und in Farbfotos festgehalten sind. Erfreulich ist auch, daß meist die Entstehung der Narrenfiguren skizziert wird, wobei der schöpferische Anteil der Maskenschnitzer stets gewürdigt wird. Doch diese Beschreibungen stehen in einem gewissen Widerspruch zu den einleitenden Worten über »Ursprung und Entstehung der Fasnacht«: hier überwiegen Jahreszahlen des 20. Jahrhunderts, dort wird alles spekulativ in weite mythische Ferne gerückt. Was sollen Bemerkungen über den Kult der Druiden, wenn keine einzige Hexenmaske vor dem Ersten Weltkrieg entstanden ist? Es ist so einfach, über Dämonenabwehr und Fruchtbarkeitskult zu schreiben, denn offenbar wissen die Volkskundler besser Bescheid über das, was vor 2000 Jahren erlebte Wirklichkeit gewesen ist, als über das, was vor 200 Jahren gewesen ist. Doch man sollte, trotz aller die Gegenwart vorgaukelnden Farbfotos wissen: es ist die Volkskunde von vorgestern. *Martin Blümcke*

M(ichael) R(ichard) Buck: Medicinischer Volksglauben u. Volksaberglauben aus Schwaben. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Reprint. 3. Aufl. Riedlingen: Ulrich 1980. 72 S.

Mit der vermehrten Wiederbeachtung der Natur wächst auch das Interesse an Heilkräutern und ihrer Verwendung. Deshalb finden die Volkshilfsmittel wieder mehr Zuspruch und man liest offenbar gerne die Rezepte der Volksmedizin, die oft Elemente aus der alten Heilkunde enthalten. Der vor fast hundert Jahren verstorbene Arzt Dr. M. R. Buck hat seine oberschwäbischen Landsleute auf ihre Gewohnheiten und Heilbräuche hin angesehen und seine Befunde 1865 veröffentlicht. Die Beschreibung der damals gebrauchten Heilkräuter, aber auch der tierischen Bestandteile und der sogenannten Sympathiekuren einschließlich des Heilzaubers machen den Großteil seiner Arbeit aus. Vor wenigen Generationen, so erfahren wir mit Staunen, war im Volk noch ganz eine vorwissenschaftliche Medizin lebendig. *U.*

Erich Maschke: Die Familie in der deutschen Stadt des späten Mittelalters (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos. Hist. Klasse 1980, 4). Heidelberg: Winter 1980. 98 S.

In seinem Vortrag vom 5. 2. 1977 und in späteren weiteren Vorträgen hat der hochverdiente Historiker mit vielen anschaulichen Beispielen das Thema Familie in der Stadt des Mittelalters behandelt. Er zeigt, welche große Rolle das Geschlecht (die »Familie« im modernen Wortsinn) im Patriziat (von dem wir am meisten wissen) wie in der einfachen Bürgerschaft, im Berufsleben, in Zunft und Handelsgesellschaft wie im Rat spielt. Über die auf S. 87/88 erwähnten Haller Beispiele ließen sich hier wie in jeder alten Stadt weitere Belege beibringen. (Eine Randbemerkung sei gestattet: Wenn Sander u. a. die Namen der Ratsherren zusammenzählen, vgl. S. 80, so ist zu beachten, daß oft Familien gleichen Namens weit entfernter Verwandtschaft haben, geradezu Gegner sein können, während Schwager oder Schwiegersohn anderen Namens durchaus zum Familienclan gehören.) Maschke zieht aus den Einzelheiten die Folgerung: daß die Familie – in aller Variationsbreite – »die wichtigste gesellschaftliche Organisationsform« in diesen Städten gewesen ist. Wer sich, wie auch immer, mit der Familie befaßt, wird an dieser Schrift nicht vorbeigehen können. *Wu*